

Sachdokumentation:

Signatur: DS 4870

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/4870



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 8. 9. 2024

Inhalt

Pädagogische Irrwege und Abhilfen.....	2
5. September 2024, Marianne Wüthrich	2
Leider ungenügend	4
NZZ am Sonntag, 25. August 2024, Debatte, René Donzé	4
«Das Leistungsniveau ist gesunken»	8
NZZ am Sonntag, 25. August 2024, Debatte, Interview mit Esther Ziegler von René Donzé	8
Erfolgsmodell Volksschule	10
Weltwoche, 28. August 2024, Philipp Gut	10
Eine Debatte auf dem Buckel von Igor.....	13
Weltwoche, 4. September 2024, Alain Pichard	13
Volksschule wohin?.....	16
4. September 2024, Leserbrief Otti Furrer.....	16
Die Handschrift darf nicht sterben	16
CH Media, 22. August 2024, Gastkommentar von Carl Bossard	16
Lesen und schreiben – händisch und digital	17
Aargauer Zeitung, 24. August 2024, Leserbrief.....	17
Wir vermitteln der Jugend ein verzerrtes Geschichtsbild.....	18
NZZ, 21. August 2024, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Hanspeter Amstutz	18
Neuomythen im Klassenzimmer.....	19
NZZ am Sonntag, 3. Aug. 2024, Forschung und Technik, Matthias Meili.....	19
Vier verbreitete Fehlkonzepte über das Lernen	21
Veranstaltungshinweis	22
Lerncoach oder Bandenchef? Individualisierung versus Sozialität – ein Gegensatz?....	22
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, 25. September 2024	22



Pädagogische Irrwege und Abhilfen

5. September 2024, Marianne Wüthrich

Es stellt einen so richtig auf, dass wir in unserer aktuellen Textsammlung gleich drei Artikel anbieten können, die umfassende und grundsätzliche Kritik am Zustand der heutigen Volksschule üben. Offenbar hat es sich – auch dank des steten Einsatzes von uns langjährigen Reformkritikern – herumgesprochen, dass in unserer Volksschule einiges im Argen liegt. Neben vielen anderen Kritikpunkten schreibt Philipp Gut («Erfolgsmodell Volksschule»), es brauche «Lehrer und Lehrerinnen, die da sind, die ihre Klasse kennen, sie führen, im Griff haben». Damit fordert er unmissverständlich die Abkehr von der Theorie des Selbstorganisierten Lernens SOL, die schon manchem Kind schulisch das Genick gebrochen hat, und die Wiederaufnahme eines geführten Klassenunterrichts. René Donzé kontert in seinem Artikel («Leider ungenügend») unter anderem die abstruse Behauptung von Deutschdidaktikerin(!) Johanna Bleiker, die Kinder bekämen keine Freude am Schreiben, wenn der Lehrer ihre Fehler korrigiert: «Wenn ein Kind hundertmal «Muter» mit einem t schreibt, dann bringen Sie das später kaum mehr weg». Das sollte eigentlich auch einer Deutschdidaktikerin einleuchten, ausser sie ist der Ideologie des Lehrplan 21 auf den Leim gekrochen.

Dass heute manche Lehrkräfte in allen Stufen der Volksschule kaum Fehler korrigieren und schon gar keine Diktate mehr schreiben lassen, trägt nichts zur Schreibfreude bei, sondern damit lassen sie die Kinder im Stich. Dabei geht es nicht nur um die Rechtschreibung, sondern auch um Grammatik, Satzbau und Wortwahl. Einer der wichtigsten Einwände gegen das Kompetenzmodell des Lehrplan 21 ist, dass zum Beispiel die deutsche Sprache nicht mehr strukturiert unterrichtet, sondern nur punktuell aufgegriffen werden soll. Wie sollen die Kinder so Deutsch lernen?

Kinder brauchen Anleitung und Korrektur

Ein absolutes Highlight (mangels eines treffenderen Ausdrucks ausnahmsweise in Neudeutsch!) ist das Interview mit der Primarlehrerin, Lehr- und Lernforscherin Esther Ziegler in der NZZ am Sonntag («Das Leistungsniveau ist gesunken»). Fachkundig, überzeugend und erfrischend erklärt sie neben vielen weiteren pädagogisch wichtigen Aspekten zum Beispiel, wie Eltern und Lehrer dazu beitragen können, dass die Kinder Freude am Lesen und Schreiben bekommen. Besonderen Wert legt Esther Ziegler darauf, dass Kinder angeleitet und korrigiert werden müssen und dass viel Üben notwendig ist, damit der Lernstoff sitzt.

Aus meiner eigenen Berufserfahrung kann ich ergänzen, dass die geübte Lehrerin selbstverständlich bei jedem Schüler abschätzt, wie viele Fehler sie in einem Deutshtest anstreichen soll. Es macht Sinn, bei einem schwächeren Schreiber von Mal zu Mal nur die Gross- und Kleinschreibung oder die Fallfehler zu korrigieren und darauf zu achten, dass er dabei etwas lernt. Meine Berufsschüler liebten es, wenn ich an den Rand einer Zeile 1 oder 2 Striche machte. Das hiess, in dieser Zeile stecken ein oder zwei Fehler. Die meisten wollten diese mit grossem Eifer herausfinden. Wenn sie nicht sicher waren, fragten sie ihren Nachbarn und prägten sich die richtige Schreibweise so eher ein (ich hörte mit einem Ohr mit). Bei den guten Schülerinnen strich ich oft alle Fehler auf diese Weise an, bei den anderen das, was pädagogisch sinnvoll war. Warum soll das Lernen so keinen Spass machen?

Ohne Üben kein Lernerfolg

Das Abtun des Übens als «Kasernenhof-Drill» wird von Esther Ziegler, René Donzé und Philipp Gut übereinstimmend in Frage gestellt. Ohne unermüdliches Üben lernt man weder Geige spielen noch einen Fussball ins Tor schiessen, und ebenso wenig rechnen und schreiben. Klar braucht es einigen Durchhaltewillen, und klar muss man beim Lernen auch einmal die Zähne zusammenbeissen, wenn ein Text oder eine Mathe-Aufgabe einfach nicht stimmen will. Aber das sind die Anforderungen des menschlichen Lebens, mit Unebenheiten und Widrigkeiten fertigzuwerden, das macht junge und ältere Menschen stark und selbstbewusst.



Dass man üben muss, um im Lernen voranzukommen, gilt übrigens auch für leistungsstarke Schüler, wie Esther Ziegler festhält, denn die Hälfte (!) der Kinder in ihrem Gymi-Vorbereitungskurs «kann nicht einmal das Einmaleins richtig gut». Sie erklärt auch warum: «Es wird zu wenig geübt, vieles bleibt an der Oberfläche. Dazu kommt, dass sich die Schule mit der Integration aller zu sehr an den Schwachen orientiert. Die ganz Starken brauchen weniger Wiederholung, da ist es weniger problematisch – aber das breite Mittelfeld geht so vergessen.» Wenn man das so schwarz auf weiss zu lesen bekommt, kann man nur einmal mehr darauf bestehen, dass dringendes Handeln angesagt ist!

Im Zusammenhang mit diesen und anderen Problemfeldern wird auch die integrative Schule von allen drei Autoren als untauglich erkannt. Diesem Thema haben wir uns schon mehrmals gewidmet. Lesen Sie dazu den Artikel von Alain Pichard («Eine Debatte auf dem Buckel von Igor») und den Leserbrief des langjährigen Sonderklassenlehrers Otti Furrer («Volksschule wohin?»).

Frühfremdsprachen abschaffen!

Ein Schmunzeln können wir alten Kämpfer gegen die Frühfremdsprachen uns nicht verkneifen, wenn heute in der Weltwoche oder der NZZ am Sonntag zu vernehmen ist, diese seien «dringend wieder abzuschaffen», damit mehr Zeit für Deutsch, Mathematik und handwerkliche Fächer bleibt. Lieber spät als nie!

Geist an den PH ist das Problem

Da ich der zentralen Frage der Lehrerbildung mein letztes Vorwort gewidmet habe, greife ich hier nur zwei Bemerkungen aus unserer Sammlung auf. Esther Ziegler: «Den Lehrpersonen darf man keinen Vorwurf machen. Das Problem ist *der Geist, der an den pädagogischen Hochschulen vorherrscht*: Man soll nicht mehr frontal unterrichten, soll weniger vorzeigen und erklären (...)» (lesen Sie im Interview weiter). Philipp Gut: Die Lehrerseminare «wurden aufgelöst zugunsten von pädagogischen Hochschulen, die allerdings kein allzu hohes wissenschaftliches Niveau aufweisen. Ihr grösseres Manko ist, dass sie keinen genügenden Praxisbezug aufweisen und die Junglehrkräfte so nicht richtig auf ihre Aufgabe vorbereiten (...)»

Hier ist besonders dringendes Handeln nötig!

Zwei pädagogische Plädoyers

Das Plädoyer von Carl Bossard («Die Handschrift darf nicht sterben») für ein dem Menschen entsprechendes Benutzen unserer Hände nicht nur zum Klicken und Tippen, sondern auch zum Schreiben von Hand und zu all den praktischen Handgriffen, die das Leben von uns fordert, darf in unserer Sammlung nicht fehlen: «Kinder, die im Sandkasten Burgen bauen, die Bäche stauen und mit Bauklötzen Türme konstruieren, brauchen ihre Hände. Sie greifen zu und begreifen gerade darum zusehends die Welt.» Mit seinen eindringlichen Ausführungen macht uns Carl Bossard darauf aufmerksam, dass der Mensch mit seinen geistigen und praktischen Fähigkeiten weit über jeder elektronischen Maschine stehen muss, die ihm nur als Hilfsmittel dienen kann.

Gerade für die Weiterexistenz des dualen Berufsbildungssystems, das Philipp Gut in seinem Artikel mit Recht als einen der Gründe für den guten Stand des Schweizer Wirtschaftsplatzes würdigt, ist die praktische Übung der Hände vom Kindergarten bis zur Oberstufe unabdingbar. Es stimmt, dass die jungen Schweizer Berufsleute an den World Skills seit Jahren mehr Medaillen gewinnen als die meisten anderen. Aber ohne die Skills, also das Wissen und die praktischen Fertigkeiten, von klein auf und später in der Berufslehre intensiv zu trainieren, wäre dies nicht möglich. Der Computer allein bringt's nicht!

Das zweite Plädoyer ist die Kritik meines Redaktionskollegen Hanspeter Amstutz am politisch oft äusserst einseitigen Geschichtsunterricht und sein Aufruf, «dass wieder relevante Bildungsinhalte den Geschichtsunterricht prägen» müssen («Wir vermitteln der Jugend ein verzerrtes Geschichtsbild»).



Hirnforschung: Unterricht als hochkomplexer Prozess

Als interessanten Abschluss unseres Newsletters präsentieren wir Ihnen sozusagen einen Weiterbildungskurs für Pädagogen aus der Welt der Hirnforschung. In meiner Zeit als Berufsschullehrerin hatten meine Klassen ein Lehrmittel «Lern- und Arbeitstechnik», das manche Jugendlichen darin bestärkte, sie seien halt visuelle Typen und könnten deshalb nicht gut geschriebene Begriffe oder Texte lernen. Oder sie hätten Probleme, sich gedanklich mit einer Frage auseinanderzusetzen, weil ihre kreative Hirnhälfte besser entwickelt sei als die kognitive. Mir leuchteten diese Theorien schon damals nicht ein, machte ich doch die Erfahrung, dass meine Heranführung der Schüler an den Schulstoff und unsere inhaltlichen Diskussionen darüber im Klassenunterricht eine viel bedeutendere Rolle spielten als die «Hirntypen». Aber auch die persönliche Ermutigung der einzelnen Schülerin oder in manchen Fällen das Setzen eines Stachels, der den Ehrgeiz oder die Neugier eines scheinbar desinteressierten Jugendlichen weckte, liessen die Frage der Hirnhälften verblasen.

Den Beweis für meine Vermutung lieferten meine Schüler selbst: In meinem ganzen Arbeitsleben kam es fast nie vor, dass einer von ihnen die Theorieprüfung definitiv nicht bestanden hat, wenn er den Führerschein für den Töff oder das Auto haben wollte. Immer wieder staunte ich, wie Jugendliche, die angeblich nicht fähig waren, sich für eine Schulprüfung ein paar Sätze oder Begriffe einzuprägen, weil sie ein «visueller» oder »kreativer« Typ waren, viel mehr Lernstoff bewältigten, wenn sie ein Auto lenken wollten.

Mit dieser erheiternden, aber nachdenklich stimmenden Anregung wünsche ich Ihnen eine spannende Lektüre.

Marianne Wüthrich

Leider ungenügend

NZZ am Sonntag, 25. August 2024, Debatte, René Donzé

Kinder lesen und rechnen schlechter, Arbeitgeber beklagen sinkende Kompetenzen der Jugendlichen, Lehrerinnen laufen am Anschlag. Was läuft falsch an den Schulen? Von René Donzé.

Das Bild macht sie traurig. Die Lehrerin Helen Schmid hat sich Mühe gegeben, das Klassenzimmer ihrer sechsten Klasse für den ersten Schultag nach den Sommerferien hübsch herzurichten: Auf den Pulten liegen die neuen Schulmaterialien bereit. Aber nicht bei allen: Mehr als ein Viertel der 21 Mädchen und Knaben erhalten kein neues Mathematikbuch und Arbeitsheft, das sie aufschlagen und anschreiben dürfen. Die Lehrerin weiss, dass das Lehrmittel zu schwierig für diese Kinder ist. «Sie könnten kaum eine Aufgabe darin lösen, sie arbeiten teilweise noch am Zweitklasstoff.» Enttäuschte Gesichter bei den Betroffenen, Fragen und Getuschel im Rest der Klasse.

Rund eine Million Schülerinnen und Schüler hatten diese oder letzte Woche ihren ersten Schultag in der neuen Klasse. Nicht wenige von ihnen werden Ähnliches erlebt haben wie diejenigen aus Schmid's Klasse in der Zentralschweiz. Die Zahl der Kinder mit besonderen Massnahmen steigt, die Fähigkeiten der Kinder und Jugendlichen driften auseinander. Das beobachten die meisten Lehrerinnen und Lehrer. «Die Spanne bei den Lernständen wird immer grösser», sagt etwa Xaver Moser, der seit über zwei Jahrzehnten im Kanton Zug an einer Primarschule unterrichtet.

Die Folge davon ist, dass viele Kinder grosse Defizite aufweisen, wenn sie in die Oberstufe kommen. «Wenn jemand einen Text sauber schreiben kann, ist das aussergewöhnlich», sagt der Zürcher Sekundarlehrer Jean Theiler, der wie Schmid und Moser in Wirklichkeit anders heisst. Sie wollen nicht mit richtigem Namen erscheinen, um nicht in Konflikte mit ihren Arbeitgebern zu geraten und um ihre Schülerinnen und Schüler zu schützen. «Und im Rechnen fehlt es den meisten an Grundlagen, die sie längst intus haben müssten», sagt Theiler. Er unterrichtet eine A-Klasse, also die besten Sekundarschülerinnen und -schüler. Was er beobachtet, schlägt auch auf die Wirtschaft durch: «Die



KMU-Wirtschaft ist je länger, desto mehr mit dem Leistungsvermögen der Auszubildenden nicht mehr zufrieden», schreibt der Zürcher Gewerbeverband. Die Akzeptanz für das gegenwärtige Schulsystem schwinde zunehmend, stellen die Arbeitgeber fest.

Es ist eine Erosion auf hohem Niveau. Immerhin verfügt die Schweiz über das teuerste Bildungssystem im OECD-Raum. Im internationalen Vergleich der Pisa-Tests liegt sie in Naturwissenschaften und Mathematik in den Top Ten, beim Lesen auf Rang 15. Doch die Ergebnisse werden schwächer. Bedenklich vor allem: Rund ein Viertel der 15-jährigen Schülerinnen und Schüler erreichen im Lesen die grundlegenden Kompetenzen nicht, in Mathematik und in den Naturwissenschaften sind es knapp ein Fünftel.

Was ist hier los?

1 **Integrative Schule zerreisst die Lehrer**

Wer mit Personen aus dem Schulbereich spricht, der hört vor allem eins: Die Integration aller Kinder in die Regelklassen der Volksschule ist zwar eine schöne Idee, scheitert aber oft an der Realität. Die Idee basiert auf der Menschenrechtskonvention und dem Behindertengleichstellungsgesetz: Kein Kind soll aufgrund einer Behinderung benachteiligt werden. Doch längst geht es nicht mehr um Behinderungen im engeren Sinn: Auch Störefriede und sehr lernschwache Kinder werden um jeden Preis in der Klasse gehalten. Die Zahl der integrierten Schüler nimmt zu, die Unruhe in den Klassen wächst.

Vor allem die Ruhigen im schulischen Mittelfeld kämen zu kurz, sagt die Lehrerin Schmid. Mehr als die Hälfte ihrer Kinder hat Förderbedarf, entlastet wird sie für 4 von 30 Lektionen: «Ich kann machen, was ich will, habe aber am Ende des Tages das Gefühl, dass ich doch nie allen gerecht werden kann.»

Viele Lehrer erzählen Ähnliches. Laut Studien sind rund 20 Prozent der Kinder verhaltensauffällig. Damit erreichen viele Klassen den Kippunkt von 15 bis 20 Prozent, ab dem die anderen Schülerinnen und Schüler unter den Störefrieden leiden. Dazu kommen Schwache mit Förderbedarf, Hochbegabte, Kinder mit Deutsch als Zweitsprache. Eine Erhebung dieser Zeitung in Kooperation mit einer Stadtzürcher Schule hat ergeben, dass dort im Durchschnitt sieben Kinder pro Klasse integrative Förderung erhalten, nebst weiteren Stütz- und Fördermassnahmen. «Das System kommt an seine Grenzen», sagt auch Lena Aerni, die Präsidentin des Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverbands. Sie ist eigentlich eine Befürworterin einer heterogenen Schule. «Für die Kinder ist das nachweislich eine Bereicherung. Die Kinder werden auf das Leben vorbereitet, schliesslich haben wir auch keine homogene Gesellschaft.»

2 **Frühe Fremdsprachen fressen Zeit**

«Wenn ich König wäre, dann würde ich sofort das Frühfranzösisch streichen», sagt der Zuger Lehrer Xaver Moser – und spricht damit vielen aus dem Herzen. Selbst Schmid, die ihre Sechstklässler leidenschaftlich gerne in Französisch unterrichtet, sagt: «Das ist für viele Kinder eine Überforderung.» Oft könnten diese bei Vokabular-Tests nicht einmal das deutsche Wort fehlerfrei schreiben. Sprachlehrer in Sekundarschulen und Gymnasien sagen, sie müssten beim Französisch praktisch wieder bei null beginnen.

Die Linguistin Simone Pfenninger zeigte schon 2017 mit ihrer Studie auf, wie nutzlos Früh-Fremdsprachenunterricht ist. Man könnte «dasselbe Ziel auf der Oberstufe mit kleinerem Aufwand erreichen», sagte sie. Und auch andere Forscher erklären, man könnte ohne Verlust auf Fremdsprachen in der Primarschule verzichten. Heute aber haben alle Deutschschweizer Schulkinder ab der dritten Klasse drei Fremdsprachen-Lektionen und ab der fünften Klasse sogar fünf pro Woche. Die Zürcher Lehrerverbandspräsidentin Aerni sagt: «Es stellt sich die Frage, ob wir tatsächlich zwei Fremdsprachen benötigen.»



3 Deutsch kommt zu kurz

Wer den Zerfall der Deutschkompetenzen beobachten will, braucht bloss Schulhefte älterer Generationen mit denen der heutigen zu vergleichen. Nicht nur die Rechtschreibung, auch Stil und Textaufbau haben in den letzten Jahren gelitten, wie viele Lehrer bestätigen. Das hat damit zu tun, dass das Fach Deutsch mit den Fremdsprachen, dem Informatik-Unterricht sowie den Themen Natur, Mensch, Gesellschaft viel Konkurrenz erhalten hat. Nominell indes wurden die Deutschlektionen in vielen Kantonen beibehalten, einige bauten sie mit dem Lehrplan 21 leicht ab.

Auch die Didaktik hat sich gewandelt. «Der Stellenwert der Rechtschreibung in der Primarschule hat abgenommen», sagt Johanna Bleiker, Präsidentin des Vereins Fachdidaktik Deutsch. Stattdessen würden heute kommunikative Kompetenzen im Vordergrund stehen. Vor allem im ersten Jahr soll den Kindern die Freude am Schreiben vermittelt werden. Korrigiert wird nicht oder nur zurückhaltend. «Es macht null Sinn, wenn man einem Erstklässler jeden Fehler anstreicht», sagt Bleiker. Zuerst werde lautgetreu geschrieben, danach würden in jedem Jahr neue Rechtschreiberegeln thematisiert. Die Unterscheidung zwischen f und v für alle erfolgt zum Beispiel erst in der dritten Klasse.

Die Folge davon ist, dass heute Viertklässler oft noch schreiben wie Zweitklässler. «Wenn ein Kind hundertmal «Muter» mit einem t schreibt, dann bringen sie das später kaum mehr weg», kritisiert Schmid. Verpönt ist nicht nur das Korrigieren jedes einzelnen Schreibfehlers, verpönt sind auch Diktate. Diese fehlen im Lehrplan 21 gänzlich. «Ein einheitliches Diktat mit meiner Klasse durchzuführen, wäre auch gar nicht möglich. Die einen wären absolut unterfordert und die anderen absolut überfordert», sagt Moser.

Und auch von Aufsätzen sprechen moderne Schreibdidaktiker kaum mehr. Heute arbeitet man prozessorientiert mit verschiedenen Schreibanlässen. Je nach Lehrerin oder Lehrer schreiben Primarschulkinder heute nur noch einen Aufsatz pro Semester. Das liegt nicht zuletzt auch daran, dass der Aufwand fürs Korrigieren gross ist. Und immer grösser wird. Auf dem Vormarsch sind dafür Arbeitsblätter, Lückentexte und das Tippen und Wischen auf dem Tablet statt des Schreibens von Hand.

4 Der Schulstoff wird nicht gefestigt

Generell kommt das repetitive Üben zu kurz. Drill tönt zu sehr nach Kasernenhof – der Antithese zur modernen Didaktik. Das Zauberwort heisst Spiralpädagogik: Ein Thema wird kurz behandelt, dann geht man weiter zum nächsten, um irgendwann wieder zum ersten zurückzukehren. Viele neue Lehrmittel sind so aufgebaut. Viele Lehrerinnen und Lehrer verzweifeln daran. Der Sekundarlehrer Theiler sagt: «Nach dem Spiralprinzip wird nichts automatisiert.» Es fehle an systematischem Üben in der Primarschule: «Wenn ich den Jugendlichen in der Mathematik etwas beibringen will, müssen viele zuerst über grundlegende Operationen nachdenken. Das heisst, jeder neue Schritt wird schwerfälliger.» Darum lässt er seine neuen Schülerinnen und Schüler als Hausaufgaben zuerst einmal Primarschulstoff wiederholen.

Das fehlende Üben sei heute ein grosses Problem, sagt auch die Pädagogin und Forscherin Esther Ziegler im Interview (nächste Seite). «Aus der Hirnforschung weiss man, dass Lernen systematisch aufgebaut und repetitiv erfolgen muss. Kinder brauchen Anleitung, Üben, Korrektur.» Dass es daran mangelt, hat nicht nur mit neuer Didaktik zu tun, sondern auch damit, dass der Lehrplan und die Stundentafeln überfüllt sind. «Wenn immer mehr Inhalte vermittelt werden müssen, fehlt die Zeit zum Festigen», sagt Carl Bossard, ehemaliger Lehrer, Gymi-Rektor und Gründungsrektor der PH Zug. Er betont: «Je stärker wir eine Grundfertigkeit im täglichen Leben brauchen, desto intensiver müssen wir sie trainieren.» Das gelte insbesondere für Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben, Rechnen.

5 Kinder werden oft alleingelassen

Selbstorganisiertes Lernen oder Wochenpläne sind die Trends der Zeit. Die Schüler erhalten Aufgabenblätter oder Wochenziele, die sie selbständig abarbeiten oder erreichen müssen. Allerdings zeigt



die Forschung kaum positive Effekte dieser Lernform auf die Lernerfolge der Kinder. «Das führt dazu, dass sie ihre Aufgaben mit ihren Banknachbarn lösen», sagt Esther Ziegler. «Kinder wollen nicht unbedingt lernen, sondern ihre Aufgaben schnell erledigen.»

Was hingegen erwiesen ist: Selbstorganisiertes Lernen führt zu Unruhe im Klassenzimmer und zu zusätzlichem Stress für Kinder und Jugendliche. Kürzlich hat sich der Schweizer Gymnasiallehrerverband mit den steigenden Belastungen der Jugendlichen befasst und als einen Faktor dafür das selbstorganisierte Lernen identifiziert. Nicht nur schwächere Schüler seien herausgefordert, sondern auch leistungsstarke: Bei ihnen bestehe die Gefahr, dass sie enorm viel Zeit, Engagement und Arbeit investieren. Die Idee dahinter wäre eigentlich, dass die Kinder und Jugendlichen eigene Lernstrategien entwickeln. In der Realität aber geht es den Lehrern vor allen darum, Zeit für sich und ihre Arbeit freizuspielen – auch um sich gezielt einzelnen Schülern zu widmen. Der Lehrer Weber hält wenig von dieser Unterrichtsform: «Ich möchte den Überblick behalten und die Kinder aktiv führen», sagt er.

6 Zu viele Teilzeitlehrerinnen

Die Klage ist bekannt, doch die Lösung dafür noch nicht gefunden: An der Primarschule sind heute zu 83 Prozent Frauen tätig, an der Sekundarstufe sind es 56 Prozent. Da die Frauen tendenziell tiefere Pensen besetzen (vor allem in der Familienphase ab etwa 30), braucht es im Durchschnitt schon beinahe zwei Lehrerinnen, um eine Primarschulklasse zu führen. Das zieht weitgehende Probleme nach sich: Der Koordinationsaufwand erhöht sich, die Zahl der Bezugspersonen der Kinder nimmt zu. Heute haben viele Primarschulkinder eine ganze Reihe von Lehrpersonen – inklusive Heilpädagogin, Fachlehrerin, Spezialisten und Assistenzen. Dazu kommen dann oft noch Betreuerinnen über Mittag und am Abend.

Der Primarlehrer Moser arbeitet 100 Prozent. Er sagt, mit höheren Pensen liessen sich bessere Beziehungen aufbauen, die Kinder besser führen: «Haben die Kinder mehrere Lehrerinnen, nutzen sie jede Nische aus.» Das sei gerade bei disziplinarischen Fragen ein Problem. Er wünschte sich auch mehr männliche Kollegen im Beruf. «Vor allem Söhne von alleinerziehenden Müttern brauchen dringend auch männliche Bezugspersonen in der Schule.» Die Zürcher Lehrerverbandspräsidentin Lena Aerni hingegen sagt, die Zahl der Lehrpersonen pro Klasse sei sekundär, die Kinder brauchten «ein möglichst kompaktes Bezugssystem». Man sei froh darum, dass so viele Mütter in Teilzeit weiterarbeiten. Ohne sie wäre der Lehrpersonenmangel noch viel grösser.

7 Zu wenig Autorität

Manchmal brauchte es deutliche Worte. Doch diese sind zunehmend unerwünscht im Schulbereich. Fehler werden, wenn überhaupt, mit Fingerspitzengefühl benannt, Fehlverhalten wird episch ausdiskutiert. «Heute muss alles immer so positiv sein, es soll ja nichts korrigiert werden», sagt die Primarlehrerin Schmid. Das beginnt bereits an den pädagogischen Hochschulen. Dort werde den Studierenden das Gefühl vermittelt, Autorität sei etwas Schlechtes, erzählt der Sekundarlehrer Theiler. Dabei brauche es davon ein gehöriges Stück: «In diesem Alter ist die Impulskontrolle noch nicht wirklich ausgereift. Wir tragen die Verantwortung. Wir sind nicht die besten Kollegen unserer Schüler.»

Das klare Wort, die klare Sanktion sind in der Pädagogik out. Stattdessen feiert man die «Neue Autorität», in der die Erwachsenen für die Bedürfnisse und das Wohlergehen der Kinder da sein, vernetzt agieren und ruhig bleiben, gleichzeitig aber Grenzen setzen sollen. Tönt gut, ist aber gerade in Klassen mit mehreren Verhaltensauffälligen illusorisch. Da helfen manchmal weder gutes Zureden noch Elterngespräche. Grenzen setzen heisst auch einmal, ein Kind aus der Klasse zu nehmen. Heute wird es nicht mehr vor die Tür gestellt, sondern in ein separates Setting gebracht, wo es betreut wird. «Schulinseln» hiess das zuerst, jetzt sprechen Pädagoginnen von «erweiterten Lernräumen». Selbst diese Massnahme wird semantisch in Watte gepackt.



8 **Falsch verstandener Stressabbau**

Diese «erweiterten Lernräume» sind Zeichen eines überlasteten Systems, genauso wie die Abnahme der Deutsch- und Mathekompetenzen. Mit dem herkömmlichen Notenband lässt sich das Spektrum der heterogenen Klassen kaum mehr abbilden. Die Folge: Je länger, je mehr werden Schüler von Lernzielen befreit. Im Zeugnis steht dann bloss «besucht». Oder sie erhalten «Nachteilsausgleich»: zum Beispiel mehr Zeit für Prüfungen; einigen werden die Aufgaben sogar vorgelesen. Statt die Ursachen für die Fehlentwicklung zu bekämpfen, werden die Symptome ins Visier genommen. Schulen schaffen Prüfungsnoten ab, verwenden stattdessen Farb-Codes.

Noch weiter möchte der Schweizer Schulleiterverband gehen: Er will die Selektion am Ende der sechsten Klasse gleich ganz abschaffen. Damit würde die Chancengleichheit erhöht, sagen seine Mitglieder, und die Diskriminierung durch unterschiedliche Einstufungen eliminiert. Klar ist: Damit würde vor allem das Problem der Heterogenität auf der Oberstufe massiv verschärft.

Von solchen Ideen hält die Sechstklasslehrerin Schmid nichts. Sie weiss von ehemaligen Schülern, die sie manchmal besuchen, dass diese sich in den homogeneren Klassen in der Oberstufe wohlfühlen. «Die Schwächeren sind stolz, dass sie nun endlich auch einmal eine Fünf in der Mathe haben», sagt sie. Und die Besseren kämen endlich schneller voran. Sie wirkten zufriedener und motivierter. «Wenn es nach mir ginge, müsste man sogar noch früher mit der Selektion beginnen», sagt Schmid.

«Das Leistungsniveau ist gesunken»

NZZ am Sonntag, 25. August 2024, Debatte, Interview mit Esther Ziegler von René Donzé

An den Schulen werde zu wenig geübt, sagt Esther Ziegler. Die Lehr- und Lernforscherin erklärt, wo es harzt im heutigen Bildungssystem und was die Eltern tun können, damit ihre Kinder dennoch genügend lernen. Interview: René Donzé

NZZ AM SONNTAG: Frau Ziegler, die Pisa-Ergebnisse sinken, die Kritik an den Schweizer Schulen steigt. Müssen sich Eltern heute Sorgen machen, wenn sie ihr Kind zur Schule schicken?

ESTHER ZIEGLER: Sorgen sind zum Teil berechtigt. Lernen die Kinder noch die Grundlagen, die für ihr Alter angemessen sind? Üben sie diese oft genug, damit diese dann wirklich sitzen? Es ist für Eltern vorteilhaft, Kinder zu begleiten und etwas nachzuhelfen, wenn sie Lücken entdecken.

Steht es denn wirklich so schlimm um die Schulen?

Es ist jedenfalls eine Tatsache, dass das Leistungsniveau in den Schulen in den letzten dreissig Jahren gesunken ist. Damals konnte ein durchschnittliches Kind am Ende der Primarschule fliessend lesen und schreiben, und die allermeisten beherrschten die mathematischen Grundoperationen. Heute ist das sehr oft nicht mehr der Fall.

Wie stellen Sie das fest?

Ich erlebe das in meiner täglichen Arbeit mit den Kindern, die zu mir in den Vorbereitungskurs fürs Gymnasium kommen. Die Hälfte von ihnen kann nicht einmal das Einmaleins richtig gut. Und das sind leistungsstarke Schüler, mit hoher Intelligenz und tollen Fertigkeiten. Wenn jedoch die Grundoperationen nicht sitzen, haben sie einen Klotz am Bein und kommen nicht vom Fleck. Ich treffe auch oft auf Viertklässler, die wie Zweitklässler schreiben. Sie machen die grundlegendsten Fehler.

Woran liegt das Ihrer Meinung nach?

Das hat mehrere Gründe. Zum einen stehen die Grundlagen in Deutsch und Mathematik in der Schule weniger im Zentrum als früher. Es wird zu wenig geübt, vieles bleibt an der Oberfläche. Dazu kommt, dass sich die Schule mit der Integration aller zu sehr an den Schwachen orientiert. Die ganz Starken brauchen weniger Wiederholung, da ist es weniger problematisch – aber das breite Mittelfeld geht so vergessen.



Ist das jetzt nicht unfair gegenüber all den Lehrerinnen und Lehrern, die sich täglich darum bemühen, den Kindern etwas beizubringen?

Den Lehrpersonen darf man keinen Vorwurf machen. Das Problem ist der Geist, der an den pädagogischen Hochschulen vorherrscht: Man soll nicht mehr frontal unterrichten, soll weniger vorzeigen und erklären. Auch korrigieren ist ein Stück weit verpönt. Stattdessen sollten die Kinder selbstorganisiert arbeiten, in ihrem Tempo. Das führt dazu, dass sie ihre Aufgaben mit ihren Banknachbarn lösen. Vieles läuft über Abschreiben. Kinder wollen nicht unbedingt lernen, sondern ihre Aufgaben schnell erledigen. Aus der Hirnforschung aber weiss man, dass Lernen systematisch aufgebaut und repetitiv erfolgen muss. Kinder brauchen Anleitung, Üben, Korrektur. Aus meiner Sicht gibt es viel Reformbedarf in den Schulen, insbesondere in der Lehrerausbildung.

Dabei wird heute in der Bildungslandschaft so viel geforscht wie nie zuvor. Da sollte man das doch besser wissen und machen?

Die Forschung ist eben immer punktuell, man schaut einzelne Aspekte an und kann den Blick fürs Ganze verlieren. Dazu kommt, dass Forscher oft nach Dingen suchen, von denen sie bereits überzeugt sind. Da kommt Ideologie hinein, und das kann Resultate verfälschen.

Heute heisst es seitens vieler Lehrerinnen, man solle die Kinder beim Schreiben nicht korrigieren, weil sie sonst die Freude daran verlieren würden. Was raten Sie den Eltern, wenn sie bei ihren Kindern Rechtschreibfehler sehen?

Ganz einfach: Wenn sie einen Fehler sehen, sollten sie das Kind darauf hinweisen, egal, was die Lehrerin sagt. Vielleicht können sie es sogar dazu motivieren, das Wort noch ein paar Mal richtig aufzuschreiben, damit es sich einprägt.

Die moderne Didaktik sagt aber, dass das Kind vor allem Freude am Schreiben haben soll. Korrigieren könnte demotivieren.

Natürlich sollte man als Eltern nicht Druck aufsetzen, sondern die Kinder gewinnen. Diese können verstehen, dass es sinnvoll ist, sich Wörter von Anfang an richtig einzuprägen, und dass man sich so später viel Mühe spart. Wichtig ist vor allem auch, dass Eltern ihre Kinder beim Lesen begleiten, ihnen vorlesen und sich vorlesen lassen. Und dass man ihnen das Lesen als Erwachsene vorlebt.

Diktate sind heute in der Schule verpönt. Zu Recht?

Lange Diktate sind tatsächlich wenig wirkungsvoll. Eine gute Übung ist es aber, mit dem Kind einzelne Sätze einzuüben und mehrmals zu diktieren. Die Kinder lernen dabei, genau hinzuschauen, nachzudenken und nicht einfach draufloszuschreiben.

Und wie sieht es mit der Mathematik aus?

Auch hier braucht es viel Übung und Repetition. Da hilft es schon, wenn Eltern zwischendurch mit ihren Kindern spielerisch addieren oder subtrahieren. Sie können mit ihnen auch das Einmaleins immer wieder durchgehen. Das hilft den Kindern später beim Bruchrechnen oder bei Textaufgaben.

Sie waren in der Hirnforschung tätig, warum brauchen Kinder so viel Repetition?

Nicht nur die Kinder, sondern jeder durchschnittliche Mensch eignet sich Dinge dadurch an, dass er sie wiederholt. Natürlich lernt man gewisse Sachen manchmal auch schneller, vor allem wenn sie hochemotional oder sehr schmerzhaft sind – etwa, dass eine Herdplatte heiss ist. Aber die wenigsten schulischen Grundlagen bewegen sich auf einer sehr emotionalen Ebene. Umso mehr müssen sie automatisiert und eingeschliffen werden.

Das tönt anstrengend.

Ist es auch. Schliesslich verbraucht das Hirn die meiste Energie des ganzen Körpers. Und es braucht Training. So ist es doch auch im Sport und in der Musik.

Fehlt dafür in der Schule nicht auch die Zeit, weil heute schon in der Primarschule Fremdsprachen unterrichtet werden?

Das ist so. Ich finde darum auch, dass Fremdsprachen an den Primarschulen nichts verloren haben. Die Kinder lernen praktisch nichts und verlieren einen Haufen Zeit, die sie besser für das Lesen und Schreiben der eigenen Sprache verwenden würden.



Ist denn der Speicher der Kinder in der Oberstufe plötzlich grösser?

Das nicht, aber die älteren Schüler sollten dann bereits auf automatisierte Grundfertigkeiten zurückgreifen können. Ihr Hirn sollte auf dieser Schulstufe nicht mehr mit grundlegenden sprachlichen oder mathematischen Funktionen belastet sein. Dann hat es auch mehr Platz für Fremdsprachen.

Esther Ziegler • Die Primarlehrerin hat nach mehreren Jahren Berufserfahrung ein Studium in Violine mit Lehrdiplom absolviert. Es folgte ein Masterstudium in Psychologie mit Spezialisierung auf Neuropsychologie an der Universität Zürich. Anschliessend doktorierte sie in Lehr- und Lernforschung an der ETH Zürich. Heute arbeitet Esther Ziegler mit ihrer Firma Lern-Consulting in Zürich als Beraterin. Sie bietet Aus- und Weiterbildung für Lehrpersonen an sowie Nachhilfeunterricht, Gymi-Vorbereitungskurse und Französischkurse für Schülerinnen und Schüler. Ebenfalls berät sie Eltern bei der Unterstützung ihrer Kinder. Ziegler hat ein Französischlehrmittel sowie Lernkarten für Mathematik entwickelt.

Erfolgsmodell Volksschule

Weltwoche, 28. August 2024, Philipp Gut

Zehn Punkte zur Wiederbelebung dieses Schweizer Traditionsinstituts mit Zukunft.

Die Volksschule ist unter Druck: Schwierige Schüler, schwierige Eltern, schwierige Bildungspolitiker, ein schwieriges gesellschaftliches Umfeld machen ihr das Leben schwer. Und doch darf man, bei allen Schwierigkeiten, feststellen: Die Volksschule, von manchen als Auslaufmodell betrachtet, ist ein Traditionsinstitut mit Zukunft – wenn sie sich darauf besinnt, was man ihre Erfolgsformel nennen könnte. Zehn Punkte sind dabei entscheidend.

1 – Klassenlehrer stärken: Heute bevölkern zig Fachlehrer, Teilzeitlehrer, Therapeuten und Hilfskräfte für alles Mögliche und Unmögliches die Schule, auch bereits auf der Unterstufe. In gewissen Klassen herrscht ein solches Kommen und Gehen, dass manchem Schüler schwindlig wird. Für die Lehrer steigt der Aufwand für Absprachen und Koordination. Das mache es kompliziert, sagt Jérôme Schwyzer, Sekundarlehrer im Kanton Aargau und Präsident des Lehrernetzwerks Schweiz. Das Gegenmodell nennt er: «Ich und meine Klasse». Das möge altbacken klingen, aber das sei es, worauf es ankomme: Es braucht Lehrer und Lehrerinnen, die da sind, die ihre Klasse kennen, sie führen, im Griff haben.

Umgekehrt brauchen die Schüler, gerade die kleineren, eine Bezugsperson, zu der sie eine vertrauensvolle Beziehung aufbauen können. Früher hätte man das eine «gesunde» oder «natürliche Autorität» genannt, eine, die eben nicht nur von Amtes wegen gegeben ist, sondern die man sich durch Persönlichkeit, pädagogisches Geschick, Fachwissen verdient.

2 – Mehr Freiheit, weniger Bürokratie: Lehrer sollten, so sollte man meinen, für die Schüler da sein und nicht für andere Lehrer, nicht für die Schulleiter, nicht für die Behörden. Lehrer sein, das heisst ja doch vor allem: unterrichten, arbeiten mit den Schülern. Heute scheint es, überspitzt gesagt, andersherum zu sein: Das Unterrichten wird zur Nebensache, Lehrer versinken im Papierkram, langweilen sich an Sitzungen, mühen sich an Teambuildingübungen ab.

Natürlich ist das an grösseren Schulen so nicht mehr möglich, aber ich erinnere mich noch lebhaft an mein erstes Jahr in meinem vorjournalistischen Leben als Primarlehrer in einer Luzerner Landgemeinde. Es gab genau drei Klassenlehrer für sechs Klassen, daneben eine Handarbeitslehrerin (dafür wäre ich zu ungeschickt gewesen). Lehrersitzungen? Fehlanzeige. Alles, was wir zu besprechen hatten, besprachen wir in der Vormittagspause am Rande des Fussballfelds, wo sich die Schüler austobten. Das ist kein Plädoyer für pädagogischen Autismus, aber als Kontrastfolie zum durchbürokratisierten Schulalltag von heute mag es anekdotisch illustrieren, dass wir vielleicht irgendwo falsch abgebogen sind.



3 – Aufs Wesentliche konzentrieren: Klar, die Schule soll anregen, die Welt spiegeln und vermitteln in ihrer faszinierenden, bunten Vielfalt, aber Tatsache ist und bleibt: Viele Schüler sind überfordert durch ein solches Panoptikum an Möglichkeiten, Forderungen, Anforderungen. Manches wirkt überladen, anderes ist ideologischer Firlefanz, und vieles hat sich in der pädagogischen Praxis schlicht nicht bewährt und sollte deshalb entsorgt werden. Dazu zählen das Frühfranzösisch und das Frühenglisch. Eigentlich weiss man es seit der Einführung der beiden Fächer in der Primarschule: Die Kleinen lernen die Fremdsprachen so kaum. Aufwand und Ertrag stehen in keinem vernünftigen Verhältnis.

«Frühenglisch und Frühfranzösisch sind dringend wieder abzuschaffen», rät Lehrer Schwyzer. Dafür sollten Deutsch und Mathematik, aber auch die handwerklichen Fächer gestärkt werden. Spätestens in der Berufslehre kommt dann das grosse Erwachen: Rund ein Viertel der Schüler kann nach Abschluss der Volksschulzeit nur ungenügend lesen, schreiben oder rechnen. «Es geht alles mehr in die Breite statt in die Tiefe», sagt Schwyzer. Exemplarisch dafür steht der Lehrplan 21, der auf Hunderten von Seiten Tausende von schwammigen «Kompetenzen» festlegt, anstatt Leitplanken zu setzen.

4 – Integrative Schule abschaffen: So sympathisch die Idee klingen mag, Kinder mit Beeinträchtigungen und allerlei Auffälligkeiten in Regelklassen aufzunehmen – sie ist gescheitert. Nichtstaatliche Institutionen wie die Rudolf-Steiner-Schulen haben zwar schon immer ein, zwei Schüler mitgenommen, die der Norm nicht entsprachen, und das hat dort einigermaßen funktioniert. Nur: Alles ist eine Frage des Masses. Problematisch sind in dieser Beziehung weniger lernschwache, sondern stark verhaltensauffällige Kinder (früher hätte man gesagt: «verhaltensgestörte»). Von ihnen braucht es nur wenige, manchmal genügt schon ein einziger dem Teufel ab dem Karren gefallener Schüler, um alles durcheinanderzuwirbeln. Aufwand und Energie, die ein Lehrer benötigt, um die Unruhestifter auch nur halbwegs unter Kontrolle zu bringen, fehlen für den Rest der Klasse und für das Unterrichten. Davon sind wiederum besonders die schwächeren Schüler betroffen – ein Teufelskreis. Darum gilt für die schulische Integration: gutgemeint, aber durchgefallen.

5 – Reformen von unten statt von oben: Die Schule ist zum Testgelände für pädagogische Experimente geworden. Lehrer beklagen seit Jahren eine chronische «Reformitis». Niemand hat etwas gegen sinnvolle Neuerungen, auch wenn die erzieherische Tätigkeit, wie es die Philosophin Hannah Arendt formulierte, ihrem Wesen nach konservativ, «im Sinne des Konservierenden», des Hegenden, Schützenden sei. Die meisten Schulreformen haben indes nicht gehalten, was uns die Bildungspolitiker und Experten versprochen haben.

Der Grund dürfte gerade bei diesen Bildungspolitikern und Experten liegen: Es waren Reformen von oben, verordnet von Bürokraten und Theoretikern. Der ehemalige Lehrer und Autor Daniel Wirz schreibt dazu: «Das kann nicht gutgehen. Die Initiativkraft des einzelnen Lehrers, der einzelnen Lehrerin wird damit korrumpiert. Lehrkräfte fühlen sich übergangen, zu Vollzugsbeamten degradiert und entmündigt.» Die Lehrer wissen am besten, was funktioniert.

6 – Digitalisierung sinnvoll nutzen: Die Klagen mehren sich, dass der exzessive Handykonsum der Jugendlichen ihre Entwicklung beeinträchtigt, psychische Erkrankungen hervorrufe, bewegungsfaul mache. Sicher, das kann man so sehen. Allerdings sollte man nicht den Teufel an die Wand malen. Jede neue Technologie bietet Chancen und Risiken. Man kann das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen. Gerade die Jungen turnen virtuos in der digitalen Welt, sind insofern gewappnet für die Zukunft. Eine gute Schule – aber nicht nur sie, auch die Eltern sind gefragt – vermittelt einen sinnvollen, massvollen Umgang mit den digitalen Möglichkeiten.

7 – Lob der Lehre: Die Schweiz hat im internationalen Vergleich eine tiefe Jugendarbeitslosigkeit – und eine tiefe Maturitätsquote. Spanien hat im internationalen Vergleich eine hohe Jugendarbeitslosigkeit – und eine hohe Maturitätsquote (*bachillerato*). Gegen 40 Prozent der jungen Spanier haben einen Hochschulabschluss. «Der Arbeitsmarkt nimmt so viele Absolventen aber nicht auf», weiss selbst Wikipedia. Ein Grund, wenn auch nicht der alleinige, für die gute Position der Schweiz ist das duale Bildungssystem für Lehrlinge, das zu einem Berufsabschluss führt. Die Berufslehre hat



kaum irgendwo sonst einen so hohen Stellenwert wie hier. Das zeigt sich auch bei den World Skills, den Berufsweltmeisterschaften, wo junge Schweizer Berufsleute regelmässig abräumen.

Erziehung ist immer auch Entfaltung der eigenen Anlagen und Möglichkeiten. Der mancherorts zwanghaft wirkende Drang, alle Kinder ans Gymi, später an eine Universität oder Hochschule zu schicken, ist daher ein Holzweg: Er wird weder den individuellen Fähigkeiten noch den Bedürfnissen von Gewerbe und Wirtschaft gerecht. Ausserdem zieht es das akademische Niveau nach unten, wenn jeder und jede studiert. Für die Volksschule heisst das: Nicht alle Schüler über einen Kamm scheren, neben dem Kopf auch Hand und Herz ansprechen, möglichst dafür sorgen, dass jeder das Beste aus sich herausholt.

8 – Führungsstarke Praktiker ausbilden: Die heutige Lehrerbildung ist akademisch, um nicht zu sagen: verakademisiert. Die guten alten Lehrerseminare, die auch ein ansprechender Sekundarschüler ohne akademische Ambitionen besuchen durfte, wurden aufgelöst zugunsten von pädagogischen Hochschulen, die allerdings kein allzu hohes wissenschaftliches Niveau aufweisen. Ihr grösseres Manko ist, dass sie keinen genügenden Praxisbezug aufweisen und die Junglehrkräfte so nicht richtig auf ihre Aufgabe vorbereiten. «Lehrer ist kein akademischer Beruf, sondern ein Führungsberuf», hält Jérôme Schwyzer fest. Diese Komponente fehlt in der Ausbildung aber weitgehend. Viele Junglehrer sind überfordert, wenn sie vor eine Klasse treten.

9 – Integrationsklassen für Ausländer: Die Schule leidet, das bestätigt jeder, der auch nur ein bisschen Einblick hat, unter der anhaltenden Zuwanderung in die Schweiz. In manchen Klassen beträgt der Ausländeranteil gegen 100 Prozent. An ordentlichen Unterricht ist unter solchen Bedingungen schwer zu denken. Die Aargauer SVP-Nationalrätin und Regierungsratskandidatin Martina Bircher fordert deshalb Integrationsklassen für Kinder im schulpflichtigen Alter, die nicht oder kaum Deutsch sprechen. Auch «Frühförderung Deutsch im Vorschulalter» solle abhelfen und dafür sorgen, dass das Unterrichtsniveau gewahrt bleibe.

10 – Freie Schulwahl ermöglichen: Es mag an dieser Stelle paradox anmuten, aber die Volksschule, diese trotz allem granitsolide Bildungssäule der Schweiz, könnte durchaus auch gestärkt werden, wenn sie mehr Konkurrenz bekäme. Wettbewerb tut immer gut. Der Trend zeichnet sich ab: Immer mehr Eltern schicken ihre Kinder auf Privatschulen, allerdings sind Letztere, von Ausnahmen abgesehen, vor allem für bessergestellte Familien erschwinglich.

Viele Schüler sind überfordert durch ein Panoptikum an Möglichkeiten, Forderungen, Anforderungen.

Wollen wir eine Zweiklassen-Schulgesellschaft? Oder sollten wir über eine Liberalisierung des Schulwesens nachdenken? Eine in diesem Zusammenhang oft genannte Möglichkeit wären Bildungsgutscheine, die eine freie Schulwahl ermöglichen. Die Volksschule müsste sich dann im Direktvergleich messen und beweisen, was vielleicht nicht nur zu einem effizienteren Mitteleinsatz (Stichwort: Bildung statt Beton), sondern auch dazu führen würde, Leerläufe und Fehlentwicklungen rascher zu korrigieren und sich auf ihre eigenen Stärken zu konzentrieren.

Philipp Gut ist ehemaliger stellvertretender Chefredaktor der Weltwoche und früherer Primarlehrer.



Eine Debatte auf dem Buckel von Igor

Weltwoche, 4. September 2024, Alain Pichard

Die Einführung der integrativen Schule war ein Fehler. Das Problem liesse sich relativ einfach beheben.

Wie es sich für ein Kind aus einem grosselterlichen Lehrermilieu gehört, ist meine Enkeltochter sehr sozial eingestellt und kann sich auch – wie es das überfachliche Kompetenzziel des Lehrplans 21 (LP21) wünscht – «situationsgemäss ausdrücken». Und weil sie auch mit Vielfalt umgehen kann (ebenfalls ein überfachliches Kompetenzziel des LP21), wurde sie bereits im Kindergarten zu Igor abgestellt. «Ich musste mit Igor den Kompost raustragen, dann hat mich Igor in den Bauch gehauen und ist in den Kindergarten gerannt und hat die Türe zugeschlagen. Weisst du, wenn es Igor zu viel wird, vor allem am Ende des Morgens, dann macht er halt blöde Dinge!» Auf meine Frage, wie dann die Kindergärtnerin reagiert, wenn Igor «dumme Dinge» macht, meinte sie: «Dann muss er sich in eine Ecke setzen und Bücher anschauen. Er darf dann nicht mehr im Kreis sitzen. Dann setzt sich Frau B. (Hilfslehrkraft) zu ihm.»

Time-out – und dann?

Inzwischen ist meine Enkelin eine stolze Erstklässlerin, zusammen mit Igor. Von Igor spricht sie aber kaum mehr. Dafür von Ramsi. Auch Ramsi wird es manchmal zu viel, aber nicht wie bei Igor, wenn der Schulmorgen zu lang wird, sondern bereits zu Beginn des Unterrichts. «Er schlägt uns Mädchen immer auf den Kopf und lacht dann», berichtete mein Grosskind. «Gestern gingen wir zur Turnhalle. Auf dem Weg zur Turnhalle schlug Ramsi mir auf den Kopf. Frau K. (Klassenlehrerin) war dann wütend und schimpfte mit Ramsi. Sie sagte ihm, dass er nicht mitturnen dürfe, wenn er das nochmal macht.»

«Und», fragte ich das Mädchen, «hat er das nochmals gemacht?» Sie lachte und sagte: «Er hat es in der Turnhalle immer wieder gemacht. Dann hat ihn Frau K. in die Garderobe geschickt. Frau M. (Hilfslehrerin) ist mit ihm in die Garderobe gegangen. Dann ist Ramsi ihr davongerannt. Frau M. hat ihn eingeholt und wieder in die Garderobe gebracht. Sie sagte ihm, er solle sich jetzt umziehen. Und dann hat Ramsi Frau M. geschlagen. Mitten ins Gesicht.» Ich fragte sie, was dann mit Ramsi passierte. Sie fuhr weiter: «Ramsi war am nächsten Tag nicht mehr da. Frau K. und Frau M. haben es uns gesagt, dass Ramsi nicht mehr kommt. Dann sahen wir, wie Frau M. eine Träne herunterlief. Gökan stand auf und umarmte Frau M. Dann standen wir alle auf und umarmten uns und unsere Lehrerinnen.»

Natürlich habe ich die Erzählungen alle verifiziert. Und im Amtsdeutsch lief alles noch eine Spur brutaler ab. Ramsi, ein syrisches Kind, dessen Vater vor kurzem gestorben ist, befindet sich in einem Time-out. Was mit ihm passieren wird, ist unklar. Therapeutische Plätze sind überbelegt und die Erziehungsberatung vollkommen ausgelastet. Meine Enkelin stellt trocken fest: «Jetzt ist es etwas ruhiger und Frau M. hat mehr Zeit für Igor.»

In der gegenwärtigen Debatte um die Inklusion und die Integrationsfähigkeit unserer Volksschulen wird viel von Igors und Ramsis gesprochen. Es gibt aber auch noch Delia. Delia wurde mir im Mathematikunterricht zugeteilt. Sie war ein sogenanntes «Pool-eins-Kind». Weil die früheren «Kleinklassen» auch in unserer Gemeinde zugunsten eines inkludierten Systems abgeschafft worden waren, sass sie nun in einer 7. Klasse der Sekundarstufe 1 und war im Fach Mathematik dem Realniveau zugeteilt.

Reduzierte Lernziele

Man konnte Delia aber nicht mit den in dieser Stufe üblichen Aufgaben unterweisen, sondern musste für sie spezielle und angepasste Lerninhalte vorbereiten. Überdies hatte sie Anrecht auf eine individuelle Förderung durch eine Heilpädagogin. Die gab es aber in unserem Schulhaus nicht, trotz mehrfacher Ausschreibung. Deshalb übernahm eine sogenannte Stützlehrerin (sie hatte ein Primarlehrerpatent) die vier Lektionen Sonderbetreuung im Mathematikunterricht. Allerdings musste sich



dieselbe Lehrkraft auch noch um zwei weitere Schüler kümmern, die eine RLZ-Verfügung hatten (reduzierte Lernziele).

In der ersten Lektion nahm ich sie während einer Stillarbeit nach vorne, zeigte ihr den Wandtafelmasstab – genau einen Meter lang – ging mit ihr zur Türe, stellte den Masstab in den Türrahmen und fragte sie: «Was meinst du, wie viele Male passt dieser Masstab in die Höhe dieser Türe?»

Die Mechanikgesetze von Newton

Sie antwortete: «Etwa zehn Mal!» Ich zeigte ihr, dass der Masstab zweimal und ein bisschen drüber in diesen Türrahmen hineinging. Was tun? Der heilpädagogische Werkzeugkasten bietet in diesen Fällen ein grosses Sortiment an didaktischen Massnahmen, welche das Verständnis fördern. Delia benötigte eine physische Zahlenraumerfahrung. Wir organisierten ein zehn Meter langes Packpapier, rollten es im Gang aus und liessen Delia darauf Meter und Zentimeter mit Filzstift markieren. Das dauerte fast zwei Lektionen. Danach marschierten die Stützlehrerin und Delia den ganzen Packpapierweg Hand in Hand mehrfach ab. Langsam realisierte das Mädchen, das übrigens zwei Jahre älter war als im Jahrgang üblich, die räumliche Dimension von zehn Metern.

Eine Seelandgemeinde beansprucht für ihre Primarstufe insgesamt 272 Lektionen Spezialunterricht.

Delia blieb mehrheitlich von der Klasse isoliert. Einen Text über die Auswanderung lesen und Fragen beantworten? Die Mechanikgesetze von Newton verstehen? Unmöglich. Im Französisch und Englisch war sie dispensiert. Turnen war eine Qual für das leicht übergewichtige Mädchen. Zu Geburtstagsfesten wurde sie nie eingeladen. In Lagern war sie hingegen ein Sonnenschein, die Küche hatte sie bald voll im Griff. Delia schlägt niemandem auf den Kopf. Sie sitzt still an ihrem Pult und tut so, als ob sie etwas lernen würde. Und die Lehrkräfte taten bisher so, als ob sie es glaubten. Ich drängte mit Vehemenz auf eine Lösung, die den schulischen Lerneffekt von Delia fördern könnte.

Unsere Schule entschied sich für einen pragmatischen, aber illegalen Weg. Obwohl die Kleinklassen abgeschafft waren, gründete man schulhausintern eine sogenannte spezielle Lerngruppe, die im Büro der Stützlehrerin an ihren Programmen arbeitete. So blieben die Schüler mit Sonderbedarf in einigen Fächern integriert, nahmen an allen Schulanlässen teil und waren ein unbestrittener Teil des Schullebens.

Ein eindrückliches Feldexperiment

Wie schafften es Igor, Ramsi und Delia, in denselben Regelklassen unterrichtet zu werden wie mein Enkelkind? Dazu müssen wir eine Zeitreise in eine der schönsten Städte Spaniens machen. Vor dreissig Jahren trafen sich in Salamanca 300 Bildungsverantwortliche aus 92 Ländern zu einer Unesco-Konferenz, um Gutes zu tun. In der Schlussklärung hiess es anschliessend: «Jedes Kind habe einmalige Eigenschaften, Interessen, Fähigkeiten und Lernbedürfnisse. Am besten würden sich diese entwickeln, wenn man auf eine integrierende Gesellschaft aufbaue.»

Von da an begann ein eindrückliches Feldexperiment mit Tausenden von Schülerinnen und Schülern. Dozentinnen und Dozenten in den Hochschulen, Schulpsychologen, Verbandspolitiker und Bildungsforscher sprachen von Chancen und humanen Bildungsprinzipien, ohne die realen Folgen im Unterricht auch nur im Geringsten zu bedenken.

Perfekte Pläne scheitern bekanntlich oft daran, dass die Wirklichkeit nicht perfekt ist. Als die Probleme immer augenfälliger wurden und Lehrkräfte schwierige Fälle am Laufmeter meldeten, erhöhte man die Diagnosefälle und übergoss den realexistierenden Unterricht mit immer mehr Stütz- und SOS-Lektionen. Eine Seelandgemeinde beansprucht derzeit für ihre Primarstufe insgesamt 272 Lektionen Spezialunterricht, was neun Klassen entspricht (von insgesamt zwanzig Klassenzügen). In den Schulstuben herrscht ein Kommen und Gehen.



Wiedereinführung von Förderklassen

Die eingesetzten Heilpädagoginnen, von denen die Mehrheit gar keine Heilpädagogen ist, beziehungsweise kein Fachdiplom besitzen, kommen lektionenweise in die Unterrichtsstunden, sind oft viel zu wenig in den Unterricht eingebunden und fristen so ein Aussenseiterleben in einem Kollegium. Die Lehrkräfte in den Klassenzimmern ärgern sich über den zusätzlichen Koordinationsaufwand und über die Tatsache, dass da eine Kollegin in das Klassenzimmer kommt, die keinerlei Zusatzaufgaben hat, wie sie die Klassenlehrperson sonst noch erledigen muss (Lagervorbereitungen, Materialbestellungen, Schulreisen, Zeugnisse, zahlreiche Elterngespräche usw.), und erst noch mehr verdient. Ganz abgesehen davon, dass in vielen Einsätzen der pädagogische Nutzen, sprich der Lernzuwachs der Schüler mit besonderem Förderbedarf, nicht befriedigend ist. So kam es, dass der integrative Unterricht in vielen Gegenden heute vor dem Kollaps steht.

Pikant: Bei der Uno stand gar nicht eine «integrative Schule» zur Debatte, sondern «Bildung für alle».

Nun ist selbst dem sehr staatsnahen Lehrer- und Lehrerinnenverband, der Schulsynode Basel-Stadt, der Kragen geplatzt. Sie starteten eine Initiative zur Wiedereinführung von Förderklassen und reichten sie in Rekordzeit ein.

Auch in Zürich wurde von den bürgerlichen Parteien eine ähnliche Initiative eingereicht. Der Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverband, die ganze PH-Riege, die Schulleitervereinigung und die unzähligen Interessenverbände für Logopädie, Dyskalkulie oder ADS wehren sich gegen «den Rückschritt ins pädagogische Mittelalter» und mahnen, wir erinnern uns, die Unesco-Konvention von Salamanca einzuhalten. Natürlich darf die gebetsmühlenartig vorgetragene Forderung nach noch mehr Ressourcen nie fehlen. Woher aber die Lehrkräfte für die geforderten kleineren Klassen oder die unzähligen benötigten Heilpädagoginnen kommen sollen, weiss niemand. Das gibt der Markt gar nicht her.

Pikant: Bei der Uno stand ursprünglich gar nicht eine «integrative Schule» zur Debatte, sondern «Bildung für alle». Der frühere Basler Sonderschullehrer und Kritiker der Abschaffung von Kleinklassen, Roland Stark (SP), sagt: «In der Uno-Konvention von Salamanca ist an keiner Stelle die Rede davon, dass Sonderschulen abzuschaffen seien. Im Mittelpunkt der Bemühungen um Integration stehen nicht organisatorische Fragen, sondern die Erfüllung der Bedürfnisse aller Lernenden.»

Ideologie der Praxisfremden

Mit Pragmatismus und etwas gesundem Menschenverstand könnte man das Problem der schiefgelaufenen Integration längstens in gesunde Bahnen lenken. In der linken Stadt Biel gibt es immer noch Kleinklassen, und keiner hinterfragt sie. Sie sind vollkommen in das Schulleben integriert, der Wechsel in einzelnen Fächern wird – wenn immer möglich – probeweise vollzogen, sie nehmen an Skilagern teil, sind im Angebot der Schule und geniessen sonst eine gezielte Förderung in einem geschützten Raum.

Das aber widerspricht der Ideologie der praxisfremden Hohepriester in den Büros der modernen Integrationstempel. Es drohen Gesichtsverlust und der Verlust von Weiterbildungskursen. Staatlich üppig alimentiert, brandmarken sie jeglichen Versuch, vernünftige Lösungen zu suchen und in begrenzten Fällen Förderklassen zuzulassen. Wer auch nur im Ansatz separative Lösungen vorschlägt, ist gegen Integration. Dieser sterile Diskurs wird freilich auf dem Buckel von Igor, Ramsi, Delia und natürlich teilweise auch auf dem Buckel meiner Enkelin geführt. Gar nicht zu reden von den Lehrkräften in der Praxis, denen die tägliche Überforderung den Schlaf raubt.

Alain Pichard ist übers Pensionsalter hinaus in Biel als Lehrer tätig. Er ist Grossrat des Kantons Bern und Mitglied der Grünliberalen Partei (GLP).



Volksschule wohin?

4. September 2024, Leserbrief Otti Furrer

Mit mehreren Folgen zum Thema «Volksschule wohin?» hat die «Schweizerzeit» kürzlich einen für unser Land wichtigen Lebensbereich aufgegriffen. Dabei sind fragwürdige Entwicklungen im Schulwesen erwähnt worden. Pädagogen mit langjährigen Erfahrungen haben vor allem auf Probleme der integrativen Schule hingewiesen. Als ehemaliger Sonderklassenlehrer mit mehr als 40 Dienstjahren - davon 3 in einer ISF – kann ich alle in diesen Stellungnahmen enthaltenen Gründe bestätigen, denn «besondere» Schüler brauchen eine Bezugsperson und nicht einen Coach in der Lerninsel; zudem kommt für sie anstelle der «Chancengleichheit» (die es ja in keinem Lebensbereich gibt!) die «Chancengerechtigkeit» (also Förderung der Fähigkeiten!) in Frage. Dass mit dem «lebensnotwendigen» Unterricht in Kleinklassen die gewünschten positiven Ziele am besten erreicht werden können, durfte ich immer wieder auf wunderbare Art erleben. So haben z.B. sogenannte «hoffnungslose Fälle» ihre Lehrabschlussprüfung (LAP, heute: QV=Qualifikationsverfahren !?) als Beste des Kantons abgeschlossen!

Es ist also dringend nötig, dass nicht mehr die «Schreibtischtäter» (Theoretiker, Ideologen) das Sagen haben, sondern die «Praktiker» (Lehrberufenen)!

Die Handschrift darf nicht sterben

CH Media, 22. August 2024, Gastkommentar von Carl Bossard

Warum die Schule nicht nur auf Laptop setzen soll

Wer von uns freut sich nicht an einem handgeschriebenen Brief oder Kartengruss? Doch sie werden seltener, spürbar rarer. In der Regel stehen ältere Menschen dahinter. Sie haben das Schreiben von Hand noch intensiv geübt – als Handwerk, ja als Kulturtechnik, als Chirografie eben, wobei «chiro» Hand bedeutet. Doch so wurde Schreiben kaum je benannt. Im Unterricht gelehrt wurde die «Kunst des schönen Schreibens». Dieses Schulfach stand während langer Jahre im Stundenplan. Für manche war die Materie Schreiben oft eher Krampf und Kampf, Drill und Dressur.

Wir leben in einer Epoche der Handvergessenheit. Die Hand büsst an Ansehen ein. Computermaus und Bildschirme bestimmen, wie wir auf die Wirklichkeit zugreifen. Eine Art Secondhand-Leben. Von der Hand bleibt nur noch der Finger, das Digitale, was sich auch in der Herkunft des Wortes aus dem lateinischen «digitus» für Finger zeigt. Wir haben vielfach eine vermittelte Weltwahrnehmung. Touchscreens und Monitore haben sich zwischen die Welt und uns geschoben. Wir sind fast immer online und fühlen uns laufend aufgefordert, irgendwie auf die Welt zu reagieren, auch wenn das, was wir als Welt bezeichnen, mehr und mehr aus Daten und elektronischen Signalen besteht. Eine virtuelle Welt. Viele von uns sind Tipperinnen und Wischer geworden. Die Hand verliert das Bedeutsame früherer Tage.

«Stirbt die Handschrift aus?», fragte die «Schweiz am Wochenende». Droht eine Kulturtechnik zu verschwinden? Still und leise durch die Hintertüre. Fakt ist: Immer mehr Menschen verzichten auf Papier und Stift. Und immer weniger Schüler, heisst es, schreiben souverän von Hand. Und immer weniger Schulen verlangen ihnen das ab, obwohl es der Lehrplan 21 fordert. Laptop und Tablet bringen die Handschrift an den Rand ihrer Existenz. Smartphones und Sprachnachrichten verdrängen sie. Vergessen geht dabei der Zusammenhang zwischen «mens» (Verstand, Geist) und «manus» (Hand). Davon haben Dichter und Philosophen immer eine Ahnung gehabt – und engagierte Pädagogen auch. Die moderne Entwicklungspsychologie bestätigt diesen engen Zusammenhang zwischen Denken und Tun, zwischen Verstand und Hand. «Vom Greifen zum Begreifen» heisst es beim Pestalozzi-Schüler und Kindergartengründer Friedrich Fröbel. Die Verstandeseinsicht geht eben



auch durch die Hände. Nicht umsonst hat der griechische Philosoph Aristoteles von den Händen als dem äusseren Verstand gesprochen. Verstehen könnten wir nur, was wir zuerst in den Sinnen hätten, also in den Händen. Sie seien die «Fühlhörner der Vernunft».

Kinder, die im Sandkasten Burgen bauen, die Bäche stauen und mit Bauklötzen Türme konstruieren, brauchen ihre Hände. Sie greifen zu und begreifen gerade darum zusehends die Welt. Für sie ist die Welt mit Händen zu greifen, haptisch oder taktil, wie es heisst. «Begriff» und «begreifen» sind Worte, die unüberhörbar aus dieser Sphäre stammen. Vielleicht entwickeln solche Kinder ein anderes Weltverhältnis als «Digital Natives», die früh mit Tiktok und Display umzugehen lernen.

Denken sei ein Abkömmling des Tuns, der Arbeit mit der Hand, sagen Lernforscher. Das gilt auch fürs Schreiben. Junge Menschen lernen haptisch und müssen die 26 Buchstaben unseres Alphabets im wahrsten Sinne des Wortes erst einmal begreifen. Verschiedene Studien zeigen, dass Kinder Schriftzeichen wie d und p oder b und q leichter auseinanderhalten können, wenn sie diese Symbole mit der Hand schreiben, statt sie zu tippen. Die Strichführung von Hand ist anspruchsvoller als das Eintippen auf eine Tastatur. Die Handschrift erfordert feinmotorische Fertigkeiten. Der Stift sei darum wirksamer als die Tastatur, sagt die renommierte amerikanische Studie «The Pen is mightier than the Keyboard».

Papier oder Tablet? Schreiben mit der Hand oder Tippen? Es gilt wohl das, was für die Pädagogik ganz generell gilt: ein Sowohl-als-auch. Pädagogik ist ja keine Entweder-oder-Praxis. Nur ist das eine, das Haptische des Schreibens, heute schwieriger geworden. Doch von Hand schreiben ist eben kein Relikt der analogen Ära. Selbst im digitalen Zeitalter hat es seinen Wert. Wir Menschen begreifen vieles über die Hand. Darum braucht es in der Schule weiterhin den Mut zur Handschrift.

Carl Bossard ist ehemaliger Direktor der Kantonsschule Luzern und Gründungsrektor der Pädagogischen Hochschule PH Zug.

Lesen und schreiben – händisch und digital

Aargauer Zeitung, 24. August 2024, Leserbrief

Gastkommentar: Die Handschrift darf nicht sterben, Ausgabe vom 17. August

Es war einmal ein Autor, der hatte «keine Ahnung», wie ein anderer Autor vor ihm ein dermassen umfangreiches Werk ohne elektronische Schreibhilfe geschafft hat. Wo doch die Lösung augenfällig ist: ein Wort nach dem anderen. Ähnlich jenem Poeten, der ohne Unterlass in einer Novembernacht des Jahres 1912 rund 4000 Wörter zu einem literarischen Meisterwerk reihte. Und da war auch noch der Autor, dessen Stil sich verändert haben soll, «als er nicht mehr mit Feder und Tinte übers Papier streifte, sondern in die Tasten hämmerte». Nun denn, das Schreibgerät war lieferbedingt bereits kaputt, bevor er draufloshämmern konnte. Mit Lesen und Schreiben sollte man jederzeit pfleglich umgehen – egal, ob gemeisselt, gebrannt, geritzt, gestickt, gesprüht, gesprayt, gekritzelt, getippt, gedruckt, gelasert oder sonst wie. Aber eben auch: Capus lesen, Mann lesen, Kafka lesen, Nietzsche lesen, Zeitung lesen, Briefe lesen und ... (Leser-)briefe schreiben! Zugegebenermassen bescheidene, aber nicht minder (zeit)aufwendige Massnahmen verglichen mit dem Weltalphabetisierungstag, der sich demnächst zum 60. Mal jährt. Ihn in Erinnerung zu rufen, kann nicht schaden, zumal weltweit 860 Millionen Menschen des Lesens und Schreibens nicht mächtig sind. Inklusiv jene knappe Million aus Helvetiens Landen, die nicht in der Lage sind, Kürzesttexte zu verstehen geschweige denn zu verschriftlichen. Üben, üben, üben. Hierbei handelt es sich um die dritte, händisch skizzierte, maschinell umgesetzte und mit Bedacht gekürzte Variante.

Urs Scheidegger, Luterbach



Wir vermitteln der Jugend ein verzerrtes Geschichtsbild

NZZ, 21. August 2024, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Hanspeter Amstutz

Schüler haben ein Recht darauf, mit den grossen Ereignissen der Schweizer Historie konfrontiert zu werden. Der Anspruch, Geschichte könne Identität schaffen, wurde leider fallengelassen.

Es kommt selten vor, dass der Geschichtsunterricht der Volksschule die nationale Politik beschäftigt. Doch die jüngste Kritik bürgerlicher Parteien und des Lehrerverbands LCH lassen aufhorchen. Der FDP-Präsident Thierry Burkhardt findet es stossend, dass im Geschichtsunterricht Lehrmittel mit Schlagseite zu Wokeness-Themen eingesetzt werden. Der SVP-Präsident Marcel Dettling wirft den Bildungsverantwortlichen vor, die Volksschule zu einem Labor für Schulexperimente umgestaltet und die Schweizer Geschichte vernachlässigt zu haben. Und die LCH-Präsidentin Dagmar Rösler bemängelt die fehlende Rückendeckung für Lehrpersonen, die politische Themen im Unterricht behandeln möchten.

Die Kritik am Geschichtsunterricht ist berechtigt. Doch es geht nicht in erster Linie um die Frage, wie viel Wokeness in den Lehrmitteln enthalten ist. Was zählt, ist vielmehr, dass wieder relevante Bildungsinhalte den Geschichtsunterricht prägen. Solange Meilensteine der Welt- und der Schweizer Geschichte reihenweise ausgelassen werden, ist der Vorwurf der manipulativen Einseitigkeit bei der Themenauswahl berechtigt, aber anders zu definieren: Unserer Jugend wird geschichtliches Grundwissen vorenthalten.

Ein unschönes Beispiel ist die Verunglimpfung von Industriepionieren in einem Lehrmittel, das in den Stadtzürcher Schulen eingesetzt wird. Das Buch befasst sich mit den Verwicklungen von Zürcher Kaufleuten in den Sklavenhandel. Gegen die Aufarbeitung dieses dunklen Kapitels ist nichts einzuwenden. Wenn nun aber Alfred Escher fälschlicherweise als indirekter Profiteur seines im Sklavenhandel tätigen Onkels bezeichnet wird, Eschers Pionierleistungen hingegen mit keinem Wort erwähnt werden, ergibt dies ein völlig verzerrtes Bild. Viele Jugendliche erfahren so nie, dass Escher der Hauptinitiator der Gotthardbahn war, die Crédit Suisse gründete und dafür sorgte, dass Zürich mit der ETH eine hervorragende Hochschule bekam.

Man kann Escher grosse Rücksichtslosigkeit im Umgang mit seinen Konkurrenten vorwerfen, aber den Akzent auf den Sklavenhandel zu legen, ist absurd. Der Anspruch, Geschichte könne mit verbindlichen Inhalten ein Stück weit schweizerische Identität schaffen, ist längst fallengelassen worden. Die Europafrage ist für viele zu einem Minenfeld geworden, weil der Mut fehlt, mit föderal geprägtem Selbstbewusstsein die Vor- und Nachteile einer Annäherung an Europa präzise aufzuarbeiten. Aus dem Lehrplan ist schwer herauszulesen, was denn zum Kern eines modernen Geschichtsunterrichts zählen könnte. Entsprechend ist es verbreitete Praxis, verschiedenste Themen aus dem randvollen Angebot herauszupicken und exemplarisch einige geschichtliche Grundfragen aufzugreifen.

Fachlich kompetente und im kritischen Denken geübte Lehrkräfte sollten eigentlich imstande sein, über jedes Thema sachlich zu informieren. Doch der Schulalltag sieht oft anders aus. Aus Zeitnot, aufgrund einer Orientierung an Kompetenzziele mit austauschbaren Inhalten oder aus Gründen von Lücken in der Ausbildung werden manche zentralen Ereignisse im Schnellverfahren erledigt. So wird die bedeutende Periode des Kalten Kriegs oft nur in ein paar Lektionen abgehandelt.

Zwar bieten einige moderne Lehrmittel den Stoff der neusten Geschichte auf attraktive Weise an. Doch es braucht zusätzlich die sprachliche Gestaltungskraft und kompetentes Wissen der Lehrpersonen, um Geschichtsstunden zu einem Erlebnis werden zu lassen. Schüler haben ein Recht darauf, mit den grossen Ereignissen der neusten Geschichte konfrontiert zu werden. So sind das Wirtschaftswunder der 1950er Jahre und die gesellschaftlichen Veränderungen im Sog der 68er Bewegung Themen, die Jugendlichen keinesfalls vorenthalten werden dürfen.

Geschichtlich-politische Grundbildung braucht einen soliden Aufbau mit erkennbaren Entwicklungslinien. Diese kann man beispielsweise in der wirtschaftlichen Erfolgsgeschichte der Schweiz



vom bescheidenen Agrarstaat zur exportstarken Industrienation anschaulich darstellen. Doch erst unter fairen Rahmenbedingungen erhält der Geschichtsunterricht die Chance, seinen Kulturauftrag erfüllen und die Jugend für politische Fragen sensibilisieren zu können. Dafür benötigt das Fach eine umfassende Aufwertung. Die Rückgewinnung der vollen Eigenständigkeit des Geschichtsstudiums in der Lehrerbildung sowie die Aufstockung der Lektionenzahl sind dazu unabdingbar.

Lehrerinnen und Lehrer benötigen keine detaillierten Anweisungen, wie sie den Geschichtsunterricht politisch korrekt zu gestalten haben. Was ihnen aber weiterhilft, ist ein gesellschaftlicher Konsens über die inhaltlichen Schwerpunkte eines gehaltvollen Geschichtsunterrichts. Die aufgeschobene Diskussion um die Inhalte ist überfällig, um dem Fach Geschichte ein klares Profil zurückzugeben. Die pointierten Aufrufe von bürgerlichen Parteien und dem Lehrerverband haben nun hoffentlich den Stein ins Rollen gebracht.

Hanspeter Amstutz ist ehemaliger Sekundarlehrer, Kantonsrat und Bildungsrat; von 2007 bis 2011 war er Kursleiter in der Lehrerfortbildung (ZAL).

Neuromythen im Klassenzimmer

NZZ am Sonntag, 3. Aug. 2024, Forschung und Technik, Matthias Meili

Die linke Hirnhälfte denkt analytisch, die rechte ist kreativ: Viele Lehrpersonen halten an falschen Konzepten über die Funktionsweise des Gehirns beim Lernen fest. Das hat Folgen für den Unterricht.

Das menschliche Gehirn ist eine Lernmaschine. Von Geburt an werden unablässig Informationen aufgesogen, verarbeitet und abgespeichert. Tagein, tagaus. Sogar im Schlaf soll das Gehirn lernen. Doch stimmt das wirklich? Nein. Die Aussage ist ein klassischer Neuromythos, also eine falsche Vorstellung davon, wie das neuronale Netzwerk in unseren Köpfen einen Lernprozess verarbeitet.

Zwar stimmt es, dass das Gehirn die über den Tag hinweg aufgenommenen Informationen im Schlaf ordnet und verfestigt, doch neue Inhalte können nicht aufgenommen werden. Diese Behauptung ist nicht die einzige falsche Vorstellung von der Funktionsweise des lernenden Gehirns. Umfragen zeigen, dass gerade bei Lehrpersonen und Pädagogen eine ganze Reihe von Neuromythen stark verbreitet sind.

Gehirngerechter Unterricht

Seit den 1990er Jahren haben Erkenntnisse der Hirnforschung das Verständnis für die Lernprozesse im Gehirn unheimlich vertieft. Neue Technologien wie die funktionelle Magnetresonanztomografie oder die Elektroenzephalografie zeigen, welche neuronalen Netzwerke beim Rechnen, beim Sprachenlernen oder in musischen Fächern aktiv sind. Damit verbunden war die Hoffnung auf eine wissenschaftlich begründete Neuropädagogik, die den Unterricht gehirngerecht gestalten kann.

Inzwischen hat sich der Neuro-Hype in der Pädagogik wieder gelegt. «Zu wissen, welche Hirnregion bei bestimmten Aufgaben aktiv ist, ist für die Gestaltung des Unterrichts nicht relevant», sagt der Psychologe und Begabungsforscher Roland Grabner. «Denn Unterricht ist ein hochkomplexer Prozess, bei dem der Lernerfolg der Schülerinnen und Schüler von vielen Faktoren – auch kulturellen, sozialen und emotionalen – beeinflusst wird.» Grabner forscht am Institut für Psychologie der Universität Graz und arbeitet intensiv mit neurowissenschaftlichen Methoden.

Geblichen sind die Neuromythen. Bereits im Jahr 2002 haben Neurowissenschaftler und Erziehungsforscherinnen im interdisziplinären Projekt «Brain and Learning» des Industrieländerklubs OECD eine Handvoll Neuromythen definiert. In der Zwischenzeit wurden in verschiedenen Mitgliedstaaten Umfragestudien unter Lehrpersonen und Pädagogen durchgeführt. In diesen Untersuchungen werden den Teilnehmenden einschlägige Aussagen über die Funktionen des Gehirns vorgelegt:



etwa die Behauptung, dass der Mensch nur 10 Prozent seines Gehirns nutze, oder auch die Feststellung, dass die rechte Hirnhälfte eher für das kreative und die linke Hälfte für das analytische Denken verantwortlich sei. Beide Aussagen sind wissenschaftlich unbegründet.

Die Ergebnisse sind weltweit ähnlich: Die Aussage etwa, dass der Mensch nur 10 Prozent des Gehirns nutzt, erhielt über alle untersuchten Länder hinweg eine Zustimmung von rund 50 Prozent. Je nach Mythos finden bis zu 90 Prozent der Fehlkonzepte die Zustimmung der Lehrpersonen und Pädagogen.

«Falsche Vorstellungen von den Funktionen des Gehirns können einen Einfluss auf die didaktischen Methoden haben und widersprechen der Forderung nach einem evidenzbasierten Unterricht», sagt Roland Grabner. «Deshalb ist es wichtig, die Neuromythen zu hinterfragen, denn sonst werden sie von Generation zu Generation weitergegeben.»

Das Märchen vom Lerntyp

Der am weitesten verbreitete Neuromythos betrifft die Lerntypen-Hypothese: Gemäss dieser lassen sich die Menschen unterteilen in visuelle, auditorische und kinästhetische Lerntypen. Visuelle Typen prägen sich Stoffe besser ein, wenn diese über Bilder, Videos oder Texte vermittelt werden. Auditorische Typen funktionieren eher über Gehörtes, und für kinästhetische Menschen sollte die Vermittlung in Verbindung mit Bewegung oder Ertasten geschehen. Sie wollen den Stoff wortwörtlich «begreifen». In allen untersuchten Ländern, von den USA bis China, stimmten rund 90 Prozent aller befragten Pädagogikfachleute diesem Mythos zu.

Die Idee ist zwar plausibel, weil es bei der Aufnahme von Lernstoff tatsächlich individuelle Vorlieben für einen Sinneskanal gibt. Die Annahme jedoch, dass Menschen über einen Kanal konsistent besser lernen als über einen anderen, wurde in vielen Studien widerlegt. Zudem halten die Tests, welche die Menschen in Lerntypen einordnen, den Qualitätsanforderungen für psychologische Testverfahren nicht stand.

Die Verbreitung solcher Fehlkonzepte ist beim pädagogischen Personal zwar eher geringer als in der Allgemeinbevölkerung. Eine Studie in den USA etwa fand eine mittlere Zustimmungsrate von 56 Prozent bei den Lehrkräften gegenüber 68 Prozent in der Bevölkerung. Doch da die Lehrpersonen ihre Ideen in den Unterricht tragen, könnte auch der Lernerfolg der Kinder davon betroffen sein.

Roland Grabner und sein Team haben festgestellt, dass sich die Neuromythen hartnäckig halten und von einer Lehrergeneration an die nächste weitergegeben werden. Eine Online-Umfrage bei rund 160 Professorinnen und Dozenten von pädagogischen Hochschulen und Universitäten hat ergeben, dass rund 90 Prozent der Befragten den Lerntyp-Mythos bewusst an ihre Studierenden vermitteln. Und 80 Prozent befanden, dass das Modell in der Schule berücksichtigt werden sollte.

Ob Neuromythen den Unterricht tatsächlich negativ beeinflussen, wurde aber noch kaum untersucht. Die Folgen können laut Roland Grabner sogar positiv sein. Wenn zum Beispiel die Vorstellung der unterschiedlichen Lerntypen dazu führt, dass die Lehrpersonen den Schulstoff mit vielfältigen Methoden vermitteln, kann dies für das Lernen aller Kinder förderlich sein. Hingegen kann der Neuromythos, wonach sich Kinder nach einem zeitlich begrenzten Lernfenster bestimmte Dinge nicht mehr aneignen können, zur Folge haben, dass leistungsschwache Schülerinnen und Schüler zu wenig gefördert werden.

Lebenslange Lernfähigkeit

Eine der wenigen Studien, welche die Bedeutung von Neuromythen für die praktische Tätigkeit der Lehrpersonen im Schulzimmer ergründete, haben australische Forscher um Jared Cooney Horvath und John Hattie gemacht. Darin verglichen sie die Zustimmung zu Neuromythen von preisgekrönten Lehrpersonen mit einer Kontrollgruppe von Lehrpersonen, die nicht ausgezeichnet worden sind – unter der Annahme, dass ausgezeichnete Lehrpersonen einen besseren Unterricht gestalten.

Befund: Bei den meisten Neuromythen gab es in beiden Gruppen kaum Unterschiede in der Zustimmungsrate.



In zwei Fehlkonzepten schnitten die Preisträger jedoch besser ab: bei der Annahme, dass Kinder zuerst ihre Muttersprache sehr gut beherrschen müssten, bevor sie sich eine weitere Sprache gut aneignen könnten, sowie bei der Aussage, dass im Verlaufe der Kindesentwicklung kritische Lernfenster bestünden, ausserhalb derer die Lernfähigkeit drastisch abnehme. Beide Annahmen sind falsch, was die preisgekrönten Lehrer signifikant besser erkannten.

Das überrascht Roland Grabner nicht. Denn beide Aussagen betreffen die neurowissenschaftliche Erkenntnis der Wandelbarkeit des Gehirns, seine Plastizität. «Wenn ein Lehrer weiss, dass sich die Fähigkeiten seiner Schülerinnen und Schüler verändern und entwickeln können», sagt Grabner, «glaubt er auch stärker an seine berufliche Wirkkraft.»

Vier verbreitete Fehlkonzepte über das Lernen

Linke und rechte Gehirnhälfte

Mythos: Die linke Hirnhälfte denkt analytisch, verbal und rational, die rechte Hälfte ist kreativ, intuitiv und nichtverbal, und unser Schulsystem fokussiert zu sehr auf die linke Hirnhälfte.

Wissenschaftliche Evidenz: Tatsächlich unterscheiden sich die beiden Hirnhälften in ihrer Struktur und Funktion. Doch bei allen für das Lernen relevanten Aufgaben sind Areale beider Hirnhälften involviert, die zudem über den Balken (Corpus Callosum) mit einem Strang von 250 Millionen Nervenzellen verbunden sind und ständig kommunizieren. Beim Spracherwerb etwa findet das Erkennen der Sprachmelodie oder das Lesen zwischen den Zeilen in der «nonverbalen» rechten Hirnhälfte statt.

Begrenzte Lernphasen

Mythos: Das Alter von 0 bis 3 Jahren ist ein kritisches Zeitfenster, danach können bestimmte Dinge nicht mehr gelernt werden. Die Kleinkinder sollten deshalb möglichst viele und gute Stimuli erhalten, etwa klassische Musik hören.

Wissenschaftliche Evidenz: Zwar gibt es sensible Phasen, in denen spezifische Dinge (etwa Spracherwerb, Verarbeitung visueller Signale) von den zuständigen Hirnarealen schneller gelernt werden, und die vollständige Absenz von Anregungen kann sogar zu irreversiblen Schäden führen. Doch die Fähigkeit des Gehirns, neue Nervenverbindungen zu bilden, hält ein Leben lang an. Zudem wird der Lernprozess nicht durch die Art der Stimuli bestimmt, sondern dadurch, wie sie verarbeitet werden. Dieser Prozess lässt sich nicht kontrollieren.

Ungenutzte Hirnkapazität

Mythos: Hirnbilder zeigen, dass wir nur 10 Prozent unseres Gehirns nutzen. Deshalb sollten wir die Denkkapazität mit bewusstseinsfördernden Substanzen, Meditation oder Hirntraining ausbauen.

Wissenschaftliche Evidenz: Auch wenn nicht bei allen Aufgaben jederzeit alle Areale in die direkte Verarbeitung der Prozesse involviert sind, sind die anderen Areale nicht ungenutzt. Selbst wenn diese Areale in den bildgebenden Verfahren wenig Aktivität zeigen, befinden sie sich in einer Art Stand-by-Modus mit einer konstanten Grundaktivität.

Muttersprache beherrschen

Mythos: Bevor man eine zweite Sprache lernt, sollte man die Muttersprache perfekt beherrschen, sonst entsteht ein Durcheinander der beiden Sprachen im Gehirn, mit schädlichen Folgen für die Entwicklung des Kindes.

Wissenschaftliche Evidenz: Die Forschung zeigt, dass der Mensch dank der Flexibilität seines Gehirns eine hohe Fähigkeit hat, verschiedene Sprachen gleichzeitig zu erwerben. Gemäss Studien verstehen zweisprachige Kinder die allgemeine Struktur von Sprachen besser und können sie auch besser anwenden. *mam.*



Veranstaltungshinweis

Lerncoach oder Bandenchef? Individualisierung versus Sozialität – ein Gegensatz?

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, 25. September 2024

Referenten

Prof. Dr. Norbert Ricken
(Ruhr-Universität Bochum)

Christine Staehelin
(Lehrerin und Erziehungswissenschaftlerin, Basel)

Ort und Datum

Mittwoch, 25. September 2024, 18.30 – 20.30

OST – Ostschweizer Fachhochschule

Rosenbergstrasse 59 (beim Bahnhof)

9000 St. Gallen

Grosser Plenarsaal, Parterre

[Mehr...](#)

